

... erlauben Sie mir vorab eine Bemerkung: Ich finde es schon mehr als sonderbar, nun als Referentin für ein Transgender Forum wieder in den Räumen einer Kirche zu sitzen, während meine Kirche mir zugleich in einer außerordentlichen Entscheidung die Ordinationsrechte aberkannt hat, meine Heimatgemeinde mir als ausgebildete Pastorin die Kanzel verboten hat, mir eine weitere Berufsausübung untersagt ist. Diese schizophrene Situation spiegelt ungewollt mehr zur Situation nach, als es jeder theoretische Abhandlung es heute tun kann und so kann ich auch nicht daran vorbei sehen, macht sie doch beispielhaft deutlich, wie mit „gender konvertierten“ Menschen umgegangen wird. Hier und jetzt. Auch in dieser Kirche.

Ich Folgenden möchte ich in 11 Kapiteln und Thesen über den Geschlechterwechsel und seine Folgen referieren, wobei ich durchaus persönlich werde und auch werden muss – denn schon die alten Theologen wie Luther wussten, dass der Akzidenz die Essenz bewahrheitet und nicht umgekehrt. Daher muss zu jeder Wahrheit die Erfahrung treten und hinter jeder Erfahrung ihre Bewahrheitung ausstehen.

1. **Allenfalls im Übergang lässt man uns gelten.**

Das bedeutet: immer mehr Menschen sind aufmerksam geworden auf das Thema Transsexualität. Dieses wird jedoch in den Richtlinien der Exotik, besten falls der Betroffenheit ausgetragen. So mehren sie die Berichte (jüngstens SternTV) über die Übergänge von einem zum anderen Geschlecht. Auch die Bildzeitung wusste in wenig Buchstaben mit umso mehr Bildern nun zu breichten, dass aus Lorenzo Lori wird.

Der Voyeurismus der Kamera wird bedient und weckt damit erst die Begehrlichkeiten eines Publikums, das auf das Besondere und Exotische, das Fremde angefixt wird. Solidarisierungen werdem im Blick der Kamera unmöglich. Das grelle Licht verbrennt die Zwischentöne, immer wieder werden dieseelben Stereotypen transportiert. Daber werden die vermeidlich Agierenden zu Objekten medialer Begierde degradiert und verschwinden als Person gerade dann, wenn sie im Mittelpunkt stehen.

Der Begehrlichkeit des Auges kann sich niemand entziehen.

Was man im Alltagstest von Betroffenen tagtäglich erlebt werden kann, wird nun medial und öffentlich kopiert: „Ey, was ist das denn?“ Keine von uns kommt an diesem Phänomen vorbei, nur ist es fraglich, dieses noch öffentlich ausführen zu müssen. In den Projektionen der Sehenden, im gebannten Auge bleiben auch die Betroffenen gefangen und können sich nicht bewegen.

Daher mein dringender Rat für Menschen im Übergang: sich von der medialen Verwertung fern zu halten.

2. **Als Exemplare sind wir interessant, als Menschen eher überflüssig.**

Übergänge schaffen Projektionen. Sie ziehen alle Beteiligten in den Bann, lassen Ängste wie Phantasien blühen. Denn noch ist nicht erschienen, was wir sein werden. Dieser Status des Übergangs korrespondiert nicht mit einem echten Interesse an der Person. Er bezieht sich auf eine Tatasche, dass da ein Mensch offensichtlich desertiert. Dass ein Wechsel angestrebt wird, der im eigenen Leben nicht nachvollziehbar erscheint. Die Freakshow beginnt.

Selbst in den Prozessen meines Übergangs bei der Kirche und durch alle kirchlichen Gremien hindurch war eine unausgesprochene Aufmerksamkeit bemerkbar, obwohl man nicht handelte. Das menschlich Gebotene unterblieb. Man bot mir kein Vikariat an. Man fragte nicht, wie es mir geht. Man unterließ den Kontakt, bis man denn – verwandelt wie ein Schmetterling – alles hinter sich hatte.

Man flüsterte hinter dem Rücken. Aber sprach nicht mit mir. Es entstand eine erste, und auch für spätere Entwicklungen entscheidende Asynchronität. Zu viele wussten viel zu wenig von mir. Wollten es auch gar nicht wissen, um ihren eigenen Phantasien Raum zu lassen. So musste ich erfüllen, was andere schon vorgedacht hatten.

Zeitgleich unterblieb die menschliche Begegnung, die Begleitung und die Nähe. Diese wurde im Verfahren der Gutachtenerstellung an die Spezialisten ausgelagert, die damit überfordert nur das Vorliegen von Transsexualität zu attestieren hatten oder nicht. Statt dessen saßen die Kirchenverantwortlichen in ihren Sesseln und schauten zu – ein Faszinosum vor den Augen.

Aus dieser Schräglage des Erlebens ist es nur bedingt schwer, heraus zu kommen. Die eintretende Isolation und – so nenne ich es mal – Exemplarisierung eines Menschen kann dazu führen, dass er nie wieder neu Fuß fassen kann. Oder seine bisherigen Kontinuitäten im Leben unter der Hand zerbrechen.

Daher ist und bleibt es wichtig, neben der Typisierung einer Erkrankung – und nach Reichsversicherungsordnung ist Transsexualität immer noch eine Erkrankung und man sollte sich hüten diesen Begriff aufzugeben – zugleich das soziale Netzwerk einer Person zu sichern. Das fehlt gänzlich und Deutschland oder wird nur rudimentär gewährleistet. Eine Ombudsstelle wie sie in den Niederlanden errichtet wurde, eine lokale und soziale Betreuung vor Ort, die die Verantwortlichkeiten der Betroffenen stärkt, stützt und einfordert ist dringend nötig.

3. Zwischen Projektion bleiben wir gefangen im eigenen Experiment

Ein anderes, meines Achten überzeugenderes, soziales Modell ist mit dem Begriff „Transgender“ umschrieben, der ein erstes Ausprobieren, Testen und Spielen mit den binärem Geschlechterbegriff darstellt. Es ist eine Einübung in Geschlechterkunde, eine Grat und Grenzwanderung, bei welcher die Verantwortung beim jedem selbst verbleibt und nicht in die Hände von Psychologen und Gutachtern delegiert wird.

Eine meine erschreckensten Erfahrungen im Umgang mit der Kirche war, dass ich im Augenblick höchster ethischer Entscheidung über mein Leben, eben die Entscheidung diesen und keinen anderen Weg zu gehen, zugleich als Betroffene entmündigt, als Patientin und Bedürftige dekliniert und von Seiten der Kirche als nicht mehr existent angesehen wurde, bis ich denn – ja was denn?

Bis ich denn das Schauspiel durchlebt hatte?

Bis ich denn den Erwartungen der anderen gerecht wurde?

Bis ich denn den Durchbruch zur Frauentoilette geschafft hatte und unbeschadet aus allem herauskam, verwandelt wie ein Schmetterling?

Natürlich erwarteten sie das.

Dass dort ein Menschenkind herauskommt nach ihrer Phantasie.

Dass ich für alles dankbar sei, was sie mir erlaubt haben. Dass ich die Frau werde, die ihre Phantasie ihnen immer schon vorgespielt hat. Und dazu dann ein seufzend väterlicher Refrain: „Die hat es schwer gehabt.“ Begleitet von einem nie enden wollenden Tuscheln: „schau mal die, die war früher mal ein Mann.“

So lebte ich also sieben Jahre in mit und unter dieser Kirche und diesen Projektionen und versuchte, sie zu bedienen. Zu dokumentieren, dass meine Entscheidung die einzig wahre und richtige gewesen ist.

Denn es gibt ja auch eine **Bringeschuld von Seiten der Betroffenen:**

A. Man muss dem Operateur gegenüber nachweisen, dass sein „Werk“ zur vollsten Zufriedenheit funktioniert (ganz davon ab, dass man nichts gesagt bekommt, von weiblicher Identität und Aneignung derselben)

B. Man muss allen anderen, die noch da sind, beweisen, dass man glücklich ist.

Letzteres fiel mir erst sehr spät auf. Dass ich auf allen Bildern immer so glücklich aussah und die eigene Erinnerung doch mehr Schattenseiten produzierte, als ich es manchmal aushalten konnte.

Diese überlaufenden Gefühle finden post-operativ kaum mehr Platz, weil alles von dem Willen untergeordnet wird, zu demonstrieren, dass nun alles richtig ist. Dass man sich nicht geirrt hat. Dass man vor Glück nur so strahlt.

Bisher ist m.W. nicht analysiert worden, wie dieser Druck zur weiteren inneren Deformation beiträgt. Für mich war in dieser Zeit – ich machte das Vikariat und zweite theologische Examen – zugleich das Erleben eines „schwarzen Loches“ sinnfällig. Einer ungeheueren inneren Gravitation, die mich nach außen lächeln, nach innen aber verzweifeln ließ. Je mehr ich so unter Menschen kam, desto einsamer wurde ich. Offensichtlich – und das war verbunden mit einem tiefen inneren Erschrecken – funktionierte ich als Frau nicht.

Zumindest nicht so, wie es andere erwarteten. Zumindest nicht so, dass es nicht Tränen, Trauer über Verluste, ungelebte und unverarbeitete Verluste gab. Das Schwierige in der post-operativen Situation ist eben, dass man selber nur zu gerne die Muster der bi-polaren Geschlechtergrundordnung bedient. Dass man sich trösten und anstrengen will, das alles zu erfüllen, um endlich akzeptiert zu sein, um das Leben weiter zu führen, wie es bisher war – mit dem Unterschied, zwischendurch mal eben das Geschlecht gewechselt zu haben.

Allein – das geht nicht.

Das wird auch niemals gehen und zwar aus verschiedenen Gründen:

Erstens:

Der Zeitverzug für einen Geschlechterwechsel lässt sich nicht mehr aufholen.

Bei mir dauerte das alles, von der ersten Meldung beim Landeskirchenamt bis zur Ausstellung neuer Papiere nach der Personenstandsänderung ca. drei Jahre. Das war schnell und dem Druck geschuldet, erst dann wieder in den kirchlichen Dienst eintreten zu können „wenn alles vorbei sei“. Diese drei Jahre bedeuteten für mich zugleich Scheidung und Trennung von der Ehefrau, fünf Gutachtenerstellungen in einem Jahr, begleitende Therapie, kein eigenes Einkommen und erst später die Aussicht auf ein Stipendium. Und ganz zum Schluss erst die Einweisung als Frau in ein Vikariat – was ich erstaunlich genug fand. Dennoch war ich draußen und es fiel mir extrem schwer, dort anzuknüpfen, wo ich aufgehört hatte. Es ging wohl – durchaus machte ich mit Bravour mein zweites Examen, war die Frau, die immer besonders predigte – aber zeigte die schwarzen Löcher Effekte. Man ist drin und doch draußen. Oder man ist von vornherein draußen und kommt nicht mehr rein.

Übrigens wird solch ein Zeitverzug oft auch maßgeblich provoziert von Therapeuten und Gutachtern, um die Ernsthaftigkeit des Wechsels auszuweisen. Ein schlimmes Vorgehen, wird der Preis doch unnötig hoch getrieben.

Zweitens:

Die Aneignung weiblicher Identität geschieht – entgegen der Erwartung – eben nicht über die Operation und die Hormonbehandlung

Auch das braucht Zeit und Begleitung. Ich ging wie Mose in ein Land, das mir zwar verheißen war, aber unbekannt. Und wer die staubigen Landschaften in Israel gesehen hat, wird etwas davon ahnen, dass auch die Operation eben nicht der Einzug in ein gelobtes Land ist, sondern weiterhin Arbeit bedeutet. Da ich ohne Mutter Frau geworden war, musste ich mich woanders bedienen: Freundinnen und Geliebte fanden so ihren Stellenwert in meiner weiblichen Entwicklung. Ich war auch nach meiner Operation nicht Frau aus mir selber heraus, sondern in sozialem Austausch mit anderen Frauen.

Kann sein, hier versteckt sich der härteste Vorwurf gegen die bisherige Praxis: dass sie Frau sein als körperliche Eigenschaft definiert und – mehr nicht. Wiederum finde ich hier das transgender sein – das Spiel mit Geschlecht – weitaus spannender, weil es zugleich als ein Propädeutikum für den kommenden Schritt dienen kann und sich nicht den Kategorien der Zweigeschlechtlichkeit verdanken muss – also Trauer zulassen, Schmerz nicht unterdrücken, Scheitern einkalkulieren kann.

4. Akzeptanz durch andere kann kein ernsthaftes Ziel sein

Kate Bornstein beschrieb ihre Entwicklung als MaleToFemaleToMe. Und hat mit dem Dritten Schritt recht. Kann sein, es gibt eine Reihe transsexueller Frauen, die den Schritt in die rein weibliche Existenz geschafft haben. Ich nenne ich mal so. Doch Passing – Durchgehen als Frau – und wirkliche Akzeptanz in Beruf und andere sozialen Dingen klaffen merkwürdig auseinander. Und die Anstrengung, die man für das Passing oder den Alltagstest aufbringen muss, nimmt die Kraft, die man später für die soziale Reputation braucht oder benötigen werde. Da Erschöpfung innerlich zu einem TABU Thema erklärt wird – man will doch allen beweisen, was richtig ist – macht man weiter in den Mustern des Alltagstest: überall zu beweisen, wie toll es doch ist, jetzt als „Frau“ zu leben. Dabei achtet man kaum auf die eigenen Bedürfnisse, die sich auch auf innere Akzeptanz, nachwachsende Seele – ich nenne es mal so – und Bewahrung des eigenen, kaum noch erhaltenen sozialen Netzes bezieht.

Solange jedoch man auf die Akzeptanz als Frau in dieser Gesellschaft fixiert ist, verliert man diese kack normalen Bedürfnisse aus den Augen. Man bleibt außer sich, demonstrativ weiblich, dem Blick der anderen ausgeliefert. Kann ich durch gehen? Ist es okay? Merkt niemand etwas?

Wichtiger erscheint mir, nach den Zeiten der Entfremdung endlich zu sich selber zurück zu kehren. Trauer anzunehmen. Verluste auszusprechen. Beziehungen zu wagen. Ein eigenes Netz zu knüpfen.

Das Versprechen auf Akzeptanz jedoch, vernebelte auch mir den Sinn. Ich meinte tatsächlich, als gender konvertierte Pastorin genau so weiter leben und arbeiten zu können – wohl und neu mit diesem ungeheueren Druck, besser zu sein. Dem Wunsch, greifbar zu haben, dass ich angekommen bin.

Meine Ordination als Pastorin im Jahre 1993 war so ein Ereignis. Es war lange Zeit mein Ziel und mein Wunsch, das zu schaffen: die erste weltweit ordinierte, reguläre Pastorin in der Welt zu sein. Allein wenn ich das jetzt sage, schwindelt mir schon. Aber dieser Wunsch hielt mich aufrecht, das wollte ich unbedingt schaffen und siehe da, ich schaffte es auch.

Meine Ordination war zugleich eine öffentliche Initiation als Frau: Seht her, da ist sie. Vorzeigbar. Klug. Intelligent. Von uns öffentlich bestätigt. Das tat mir not und dafür war ich auch bereit, manche wachsende Einsamkeit in mir zu ertragen. Da stand ich nun: wie neu geboren. Aus dem Ei gepellt. Eine Strahlefrau mit dem Mut, etwas zu sagen. Zugleich war diese Ordination auch die Entlassung meiner Eltern aus ihren Sorgen. Ich galt hinfort als angekommen. Alles war wieder gut. Das Leben konnte weiter gehen. Allein – es ging nicht

5. **Jederzeitige Distanzierungen statt wirkliche Begegnung und Austausch**

Was ich lernen musste: Solange meine Geschichte geheim blieb, solange man wohl hinter meinem Rücken redete, ich selber aber den Mund hielt, was alles machbar. Man hielt mich aus – so lautete es in meiner Übersetzung. Man gab mir – anders als im Alltagstest, wo ich in die Obdachlosen- und Übergangsheime geschickt wurde – nun ein Zertifikat, als Pfarrerin arbeiten zu dürfen. Das war nicht wenig und es brauchte ungeheuer Anstrengung, das auch zu erreichen und durchzuhalten.

Dennoch – Verantwortung selber traute man mir nicht zu.

Man ließ mich als Besondere in einer Ecke. Ge-Sondert. Ich konnte mich zwar auf die damals noch vorhandenen Stellen bewerben, aber merkwürdiger Weise kamen von 30 Bewerbungen alle zurück. So als wäre ein Buschfunk unterwegs. So als wäre der Igel schon längst da, wenn ich Etappenhase gerade mal an die Tür klopfte.

Ich kam nicht mehr an.

Was ich auch versuchte, endete kläglich. Eine Stelle hätte man mir geben können, in Dialog hätte man mit mir treten können – aber was man damals nicht tat, wollte man nun erst recht nicht tun.

6. Den Bruch leben oder die Illusion es gehe weiter wie bisher.

Erst langsam merkte ich, was da vor sich ging. Ich war nicht die geworden, die sie erwartet hatten. Ich war nicht dankbar für all das, was das Gesetz mir eh erlaubte, aber die Kirche auf ihr Fürsorgekonto verbuchen wollte. Sie fühlten sich von mir provoziert und nicht mit Dank belohnt.

Anders gesagt: ich war keine Tochter der Kirche geworden.

Dazu gab es auch – ehrlich gesagt, wenig Anlass. Wäre Menschen wirklich da gewesen, hätten sie etwas davon wahrnehmen können, dass ich während meiner Operation umziehen musste, weil die Zusage eines Superintendenten nicht hielt. Eine durch und durch verrückte Situation.

Wären sie wirklich interessiert gewesen, hätten sie wahrgenommen, dass es nicht einfach ist, ohne gültigen Personalausweis eine Wohnung zu mieten – wenn der Auszug aus der ehemals gemeinsamen Ehwohnung vereinbart war.

Wären sie wirklich interessiert gewesen, hätten sie auch den Schmerz gespürt, den es bereitet, mehr zu verlieren als wieder zu gewinnen. Als examinierte Theologin gerade mal zu den Sinti und Romas gehen zu dürfen, im Ohr noch das Echo des Pfarrers: Da macht sie wenigstens nichts kaputt. Und ich muss nicht mehr hin.

All diese Geschichten wurden erlebt, aber nie wahrgenommen. All diese Geschichten kann jeder und jede hier erzählen. Und sie summieren sich und machen irgendwann die Anpassung zum Gefängnis. Den Versuch, ins Leben zurück zu krabbeln, unmöglich.

7. Die geglückte Wiederholung nach vorne (Kiergekaard zu Gen.21)

Dabei war es immer mein Wunsch, dass man das Leben nach vorne wieder-holen kann. Dass nichts verloren gehen muss und der Preis wohl spürbar ist, aber nicht unbezahlbar. Ein Stell Dich Ein des Lebens, das war meine Metapher. Ein Gott, der ein Menschenkind wieder als geliebt annimmt. Der gibt, was andere verweigern. Der all das wahrnimmt und annimmt, was auch an innerer Kränkung, an Verlust und Trauer mir auf dem Weg begegnet. Ich habe nicht geglaubt, dass die Operation meine Erlösung ist. Auch nicht, dass ich dann einfach nur Frau sei, auch wenn das verheißungsvoll klang.

Was ich aber innig wünschte war, dass das Leben weiter geht. Dass es wie im Märchen, nur einen Moment still steht und dann ob mit dem Schlag des Koches oder nicht ... wieder einsetzt. Dass eben nachgeholt wurde, was nachgeholt werden musste, für mich.

Diese Metapher war tauglich für die erste Zeit. Sie half mit, die eigene Unzeitgemäßheit, meine A-synchronität zu überbrücken. Denn ich lag ja auch immer daneben. Die drei Jahre ließen sich nicht aufholen. Eine Stelle bekam ich nicht mehr, da war dieses Flüstern in den Gemeinden, eine wirkliche Chance tat sich noch nicht auf – dachte ich.

Sie tat sich gar nicht mehr auf. Wie ein Deserteur wurde ich behandelt, jemand, den man nicht gerne mit am Tisch hatte. Besonders begabt – auf jeden Fall. Aber doch nicht – jetzt kam wieder dieses böse Wort : alltagstauglich.

8. **Anpassung misslang, wo immer wir sie versuchten.**

So hieß es auf einem Bild im Wartezimmer meines damaligen Therapeuten. Postoperativ machte ich eine Gruppen-Analyse. Es war mein Ort, mich zu retten, den Kontakt nicht zu verlieren. Bei mir zu sein und zugleich bei den anderen.

Es lag nicht am Passing, etwas anderes war los mit mir.

Angefangen hatte ich dort direkt nach der Operation. Als nichts mehr zu erlauben, nichts mehr zu bewilligen war. Als die Passierscheine alle ausgestellt waren, die Operation hinter mir und ich langsam merkte, das es Zeit für mich war. Ich bin eine Mann zu Frau zu Mir der dritte Schritt sollte mich retten. Denn auch das Frausein – so wie es andere für mich verstanden und erwarteten – war ein Gefängnis. Auch die andere Seite entpuppte sich als das, was mir nicht passte. Ein Fummel, den andere mir überstreiften, eine Platzanweisung im Zoo, jederzeit hervor zu holen: Und dann haben wir hier in der Kirche noch unsere besondere Pastorin, die früher mal ein Mann gewesen ist. Eigentlich haben wir keine Verwendung für sie, aber wir halten sie uns, um mit ihr jederzeit unsere Toleranz und Akzeptanz vorzeigen zu können.

So wäre es vielleicht noch gegangen. Aber so wollte und konnte ich es nicht.

9. **Erodierende Kontinuitäten**

Rost und Bruchstellen gab es zum normalen Lebenslauf. Nichts hielt mehr und damit hielt mich auch nichts. Ungehalten zu sein – als Zwillingkind für mich eine der schlimmsten Erfahrungen von Kindesbeinen an – provoziert Ungehaltensein.

Die Eltern waren nach Jahren mit sich beschäftigt. Mein Vater starb, als mich die Trennung meine damaligen Freundin wie ein Donnerschlag traf. Gerade noch in einen befristeten Dienst gewechselt in der Gemeinde Chorweiler, einer Hochhaus- und Betonsiedlung mit 13 und mehr Stockwerken, mit der Aussicht, endlich zusammen zu ziehen, brach sich ihre innere Verzweiflung Bahn. Schon lange hatte ich die Vermutung, da sei etwas gewesen mit ihr.

Und nun stellte sich peu a peu heraus, dass ihr bigott frömmelnder Vater sie in frühen Mädchenjahren einlud, das Bett und mehr mit ihm zu teilen. Ein Missbrauch, der sich an mir austobte. Der mich wie ein Käfer auf den Rücken wälzte und mir die bisherige Welt von Tisch fegte: Tabula rasa.

Warum ich? Ausgerechnet ich, die sich doch über Jahre hinaus angestrengt hatte, Frau zu sein. Die versuchte, sich alles anzueignen, die da war, die Verständnis entwickelte, die heiße Nächte zelebrierte und nun – nur Hass und Wut erntete. Die Welt zerbrach mir unter den Fingern. Ich musste nun – als Übertragungsobjekt – für diesen Vater herhalten. Alle Wut entlud sich. Ich blieb zurück.

Das war also ihr Abschiedsgruß an mich.

Ein Geschenk, das mir sehr deutlich klar machte, dass mein bisheriges Frau Sein eine Chimäre war. Nichts gegen das, was sie durchmachen musste. Kein Stein blieb bei mir auf dem anderen. Kein Entkommen möglich.

Hinzu kam, dass die Gemeinde nicht bereit war, mich dort – wo ich wirklich Menschen brauchte – mich zu unterstützen. Nach sechs Wochen, in denen ich mich krank schreiben musste, beschloss man, mich aus dem Pfarrdienst entfernen zu lassen. Die Gründe hierzu wurden mir nie mitgeteilt. Bei der entsprechenden Sitzung wurde ich nicht eingeladen.

Heute geht die Mär, es wäre „etwas herausgekommen“ von meiner Geschichte und man habe schnell reagieren müssen. Die übergeordnete Kirchenleitung sekundierte mit der Entscheidung, ich solle auch nicht mehr predigen dürfen. Niemand sprach aus, was alle dachten: Das Experiment Mensch war für sie gescheitert. Bereit zum Abwickeln bei jeder weiteren Auffälligkeit.

Distanzierungsstrategien wurden eingeübt und eingeschlagen. Bis heute tauche ich in der Gemeinde nicht mehr auf. Im Gemeindebrief las man, dass ich auf eigenen Wunsch in gegenseitigem Einverständnis gegangen war. Spuren soll man nicht finden. Und wenn, dann bleiben sie unschuldig.

Meine mühsam aufgebaute, weibliche Kontinuität nach außen war dahin. Sieben Jahre ernsthafter Anpassung vorüber. Mein Beruf konnte ich nicht ausüben, ohne dass es jemals klar ausgesprochen wurde. Die einfache Frage: Was ist los mit Dir – wurde nicht gestellt. Die Projektionen blieben und ließen sich leichter bestätigen.

Entkommen war unmöglich,
weil man schon draußen war.

So drehte ich mich im Kreis.

10. Neuansatz: Oder was uns bis heute fehlt.

Andere werden ihre eigenen Geschichten erzählen können. Verwunderlich bleibt immer noch ungelöste Frage der sozialen Integration. Die Frage nach Veränderung und Kontinuität, die ein Leben braucht.

Heute lebe ich in einer stabilen Partnerschaft, aber ohne Job. Mein Rentenanspruch beträgt nach 14 Jahren kirchlicher Ausbildung gerade mal 280 Euro. Mehr wird es auch nicht werden, weil ich nach all den Jahren im Alter von 47 Jahren keine Festanstellung mehr finden werde.

Ich habe mich selber als Beute zurück.
Nur mich – das ist immerhin schon viel.

Es fehlt bis heute die Möglichkeit, voneinander zu reden. Zu lernen. Sich unserer Geschichten auszutauschen und zu erzählen, ohne sie besser oder schöner machen zu müssen, ohne die Einsamkeit umkränzen zu wollen, ohne der inneren Verzweiflung weglaufen zu müssen. Das alles kann sein. Das alles ist normal.

Für Gutachter und andere gilt sicherlich: je eher man lernt, sich auf solche Prozesse vorzubereiten, je eher man vermittelt und mit Menschen menschlich spricht, desto besser erscheinen mir die Chancen einer späteren Integration. Diese geht nur über eine Würdigung unserer Entscheidung.

Wir sind keine Opfer. Auch keine Opfer unserer Selbst.
Unsere Würde besteht darin, uns so und nicht anders entschieden zu haben.
Und dabei Mensch zu bleiben.

11. Ombudsstelle und Sensibilisierungen

Als Nachtrag sei erwähnt, dass es an der Zeit ist, eine Vermittlungsstelle einzurichten. Ein Mensch, versehen mit nötiger Ausstattung und vom Staat finanziert, der dieses Gesetz geschaffen und verabschiedet hat, eine Stelle also, an die sich Betroffene wenden können, - neutral im Wert - wenn sie selber überfordert sind, wenn sie Unterstützung brauchen, die sie nicht klein, sondern groß macht. Denn selber kann nicht alles erklären und managen.

Das tut kein Mensch. Das tut kein normaler Mensch.

Die Verabschiedung und rechtliche Regelung durch ein Gesetz alleine genügt nicht mehr. Staaten wie die Niederlande haben, bevor sie überhaupt an eine rechtliche Regelung dachten, zuvor das soziale Cover – so nenne ich es mal – bereit gestellt.

Menschen in Deutschland müssen sich bis heute noch nackt machen, sozial bis auf die Haut entblößen. Sie frieren. Das kann nicht gemeint sein, wenn man das Gesetz ernst nimmt.

Zugleich muss man – nolens volens – von der dem Gesetz zu Grunde liegenden Vorstellung Abschied nehmen, das Geschlecht sei zu wechseln wie die Straßenseiten auf der Fifth Avenue. Es gibt mehr zu entdecken als Männlich und Weiblich. Es gibt ein echtes Inter-esse, ein Dazwischen sein, in dem Menschen sind und sein können und leben. Sei es temporär beim Passing, sei es aus eigener Entscheidung heraus.

Nötig ist daher eine **Ombudsstelle**, die dieser Tatsache Rechnung trägt und nicht in den Bereich der gesellschaftlichen Erlaubnis, das Geschlecht wechseln zu dürfen, eingebunden ist. Es geht dabei **um das ungelebte Leben**, - vorher wie nachher. Es geht dabei auch um die Schattenseiten des Glücks, es geschafft zu haben. Umd die Sehnsucht, Mensch unter Menschen zu sein.

Die Kirchen haben sich aus dieser – eigentlich ihren – Aufgabe definitiv verabschiedet. Sie haben mit ihrer Entscheidung, mir die Ordinationsrechte abzuerkennen, zugleich dokumentiert, dass sie das Experiment Mensch für gescheitert erachten. Dass die Treue zur eigenen Institution größer ist, als zum bedürftigen Menschen. Dass sie nicht bereit sind, wahr-zu - nehmen und zu verstehen.

Meine letzte Dienstanweisung lautete nicht von ungefähr, einen Bericht über Transsexualität anfertigen zu sollen – 14 Jahre nach meinem Übergang. Und noch in diesem Jahr behauptete der Pressesprecher der Ev. Kirche im Rheinland zur Aberkennung meiner Ordinationsrechte immer noch öffentlich, dass man wenig Erfahrung im Umgang mit Transsexualität habe.

Dabei war ich 18 Jahre lang mitten unter ihnen.
Allein, man hat mich nicht gefragt.

Daher halte ich es auch dringend nötig, dass eine solche Stelle auch für die Sensibilisierung bei Ärzten und Gutachtern, bei Krankenkassen und vor allem auch bei Arbeitnehmern zuständig sein muss. Man darf sie uns nicht entkommen lassen. Man muss diese Begegnungen suchen, immer wieder die Vermittlung neu starten, mit den Arbeitsämtern und allen anderen. Daher braucht es eine Ombudsstelle, die mit eigener Stimme reden kann, einer Stimme, die nahe am Menschen ist und all das nicht nur von außen beobachtet und analysiert.

Es ist daher mehr als Sozialarbeit gefordert, es ist mehr als Therapie nötig. Es geht um das Selbstbewusstsein eines jeden von uns. Dass wir unser selbst mächtig sind, aber dennoch Unterstützung brauchen. Es geht darum, nicht länger auszuhalten, sondern aufzustehen, sich auch in aller Verletzlichkeit zu zeigen und die eigenen Bedürfnisse ernst zu nehmen.

Kein Mensch kann uns das verbieten.

12. Vor Transsexuellen wird gewarnt !

Die erste Selbsthilfeorganisation von Transsexuellen wurde 1995 in New York gegründet. Anlass war die Ermordung von Brandon Teena. Sie hieß „Transsexual Menace“. Transsexuelle Bedrohung. Herausforderung.

Und sie trägt als Untertitel:
Confronting with love.

Ich danke für Eure Aufmerksamkeit.

13. Juli 2007

Karin Kammann

© 2007, Wachtendonk, alle Rechte vorbehalten.

Zitierung, Vervielfältigung oder Verwendung nur mit Erlaubnis der Autorin